

ie, institutionelle und gesellschaftliche Netzwerke, die wohlwollend und wertschätzend die Entwicklung unterstützen, Frauen ermutigen und begleiten auf den wissenschaftlichen Berufswegen: sie braucht es dringend und nach wie vor. Sich der eigenen Rollen bewusst sein, sie (Frauen-)solidarisch zu teilen: Dies könnte eine ökosystemische Herausforderung für Geschlechtergerechtigkeit in der Wissenschaft sein.

Klassismus²

Wie Gesellschafts- und Geschlechtsklasse einander beeinflussen²

Marlen Gnerlich und Anne Gemeinhardt

Dass Frauen³ trotz beachtlicher feministisch-emanzipatorischer Entwicklungen auch im 21. Jahrhundert noch mit vielerlei Facetten der »glass ceiling«, also der unsichtbaren Grenze einer Gläsernen Decke, konfrontiert sind, zeigt sich anhand unzähliger geschlechtsspezifischer sozialer Ungleichheiten: Ob in Politik, Arbeitswelt, Finanz- und Eigentumsverhältnissen, Medizin oder Familienkontexten, Frauen erfahren nach wie vor verschiedene Formen von Benachteiligungen hinsichtlich Macht, Prestige, Geld, Gesundheit oder Fürsorge (Geißler, 2014). Gerade weil feminisierte Deprivation ein äußerst hartnäckiges Phänomen ist, vermögen rechtlich verankerte Verbote von geschlechtsbezogener Diskriminierung, Gender Mainstreaming sowie anderweitige gleichstellungs- und gerechtigkeitspolitische Zielvorgaben dieser Form sozialer Ungleichheit nur eingeschränkt etwas entgegenzusetzen. Genderspezifische Benachteiligungsmechanismen operieren subtil und sind in ihrer Wirkweise schwierig zu erfassen. Im Ergebnis jedoch entsteht durch sie letztlich immer ein Mangel an Verwirklichungschancen aufgrund von Unterschieden in der Ausstattung mit Macht und Fähigkeiten, um eigene Ziele realisieren zu können (Sen, 2000). Insbesondere Frauen, die vom Bildungssystem nicht ausreichend erreicht wurden und/oder die aus prekären Herkunftskontexten kommen, sind hierbei einem doppelten Diskriminierungspotenzial ausgesetzt: Sie erfahren die benachteiligenden Mechanismen der Zuordnung zu einer Geschlechterklasse *und* die benachteiligenden Mechanismen der

- 1 Die hochgestellte 2 bei »Klassismus²« ist als Quadrat gedacht; im Sinne, dass sich Klassismus (mit sich selbst) multipliziert, also sich nicht einfach nur addiert, wenn verschiedene sozial existierende Klassierungen, hier Gesellschafts- und Geschlechterklasse, aufeinandertreffen.
- 2 Die Bezeichnung »Frau« bzw. »Frauen« bezieht sich im Folgenden auf das sozial binär zugeschriebene Geschlecht. Diese begriffliche Verwendung möchte nicht zu unzulässiger Pauschalisierung beitragen, sondern dient vielmehr der Verdeutlichung der aufgeworfenen Problematik feminisierter Benachteiligung. Davon unberührt bleibt die Bedeutsamkeit, welche Selbstbild und Selbstverständnis hinsichtlich der jeweils individuellen Geschlechtsidentität zukommt.

Zuordnung zu ihrer sozialen Klasse. Durch das Ineinandergreifen von genderspezifischen und sozialpositionalen Ungleichheiten entstehen komplexe Wechselwirkungsprozesse, das heißt, eine intersektionale Dynamik zwischen Sexismus und Klassismus.

Klassismus als Wirkmechanismus

Der Begriff Klassismus bzw. im englischsprachigen Raum *classism* steht vor allem in Zusammenhang mit emanzipatorischen Bewegungen, insbesondere in der US-amerikanischen Geschichte. Er verdeutlicht hierarchisierende Unterschiede zwischen verschiedenen Sozialstatus-Gruppen (Kemper u. Weinbach, 2021). Klassismus ist demnach als Diskriminierungsform aufgrund von Klassenherkunft sowie Klassenzugehörigkeit zu verstehen, welche sich mittels Ab- bzw. Aufwertungsmechanismen auf die Kategorie Gesellschaftsklasse bezieht. Klassismus richtet sich vornehmlich gegen »Menschen aus der Armut- und Arbeiter*innenklasse, z. B. gegen einkommensarme, erwerbslose und wohnungslose Menschen oder Arbeiter*innenkinder« (Seeck, 2021, S. 17). Allerdings definiert sich Klassenzugehörigkeit dabei nicht nur über das ökonomische Kapital, zu dem Vermögenswerte und Eigentum zählen, sondern auch über soziales Kapital, also nutzbare Beziehungen, sowie über kulturelles Kapital, wie z. B. Bildungsabschlüsse (Kemper u. Weinbach, 2021; Bourdieu, 2020). Marker für eine soziale Klasse können sodann z. B. auch Wohnviertel, Werthaltungen, sprachliche Ausdrucksformen, Lebensstilvariationen usw. darstellen. Klassismus bedeutet in diesem Zusammenhang dann eben auch, dass der Armut- und Arbeiter*innenklasse bestimmte Werte und Fähigkeiten abgesprochen bzw. bestimmte Mentalitäten und Lebensmodelle zugeschrieben oder konstruiert werden, die sich nicht nur auf die ökonomische Stellung beziehen, sondern als »Aberkennungsprozess auf kultureller, institutioneller, politischer und individueller Ebene« (Kemper u. Weinbach, 2021, S. 15) verstanden werden können. Dazu gehören subtiler zugewiesene Unterstellungen von Mängeln, wie fehlendes Interesse für bestimmte bildungsnahe Themen (z. B. aus Kunst oder Politik), oder ein gering ausgeprägtes Engagement in gesellschaftspolitischen Fragestellungen (z. B. ehrenamtliche Tätigkeiten), aber auch mitunter drastische Stereotypisierungen, wie »faul, kriminell, dumm oder an ihrer Armut selbst schuld zu sein« (Seeck, 2020, S. 17). Solcherlei Klassifizierungen schlagen sich in einer Klassengesellschaft nieder, die ganz wesentlich von sozialer Ungleichheit hinsichtlich Teilhabe- und Teilnahmemechanismen gekennzeichnet ist.

Verstetigung finden die gesellschaftshierarchisierende Klassenstruktur sowie die entsprechenden Klassismusmarker schließlich per sozialer Vererbung von klassenspezifischen Benachteiligungen bzw. Bevorteilungen, die sich in der transgenerationalen Weitergabe bestimmter Wahrnehmungs-, Denk-, und Handlungsschemata – dem klassenspezifischen Habitus – realisiert (Bourdieu, 2020; Gemeinhardt u. Gnerlich, 2021).

Entscheidend ist hierbei, dass die von klassistischer Diskriminierung Betroffenen selbst die gesellschaftlich vorherrschenden geringschätzigen Unterscheidungen internalisieren und sie schließlich denkend, sprechend und handelnd reproduzieren (Bourdieu, 2020). Durch ihre habituelle Einspurung werden Diskreditierungen, Deprivationen und Ausschlussmechanismen folglich fortwährend aktualisiert und bestätigt. So bewirkt dieser Mechanismus – einem inneren Zensor gleich – bei Klassismusbetroffenen nicht selten Selbstbegrenzungen, engführende Perspektiven und damit eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten. Was sich als individuelles Auftreten, Handeln, Entscheiden usw. zeigt, bildet demnach nicht allein persönliche Merkmale, Attitüden, Gesten usw. ab, sondern repräsentiert die tief verankerte klassistisch geprägte Ungleichheitsstruktur, die sozial geerbt und eingeübt wurde. Selbstabwertungen, Unsicherheiten oder Hemmnisse von Klassismusbetroffenen sind demnach weniger persönliche Mankos als sozial hervorgerufene, gesellschaftshierarchisierende Faktoren.

Klassismus intersektional betrachtet

Neben der Verdeutlichung hierarchisierender Unterschiede zwischen verschiedenen Sozialstatus-Gruppen ist das Konzept des Klassismus dafür prädestiniert, die Verzahnung mit Sexismus sowie Rassismus aufzuschlüsseln, wie besonders markant von Anja Meulenbelt (1988) und bell hooks (2000) ausgearbeitet. So zeigt Meulenbelt (1988), dass Geschlecht und Klasse nicht nebeneinanderstehen, sondern sich miteinander vermischen. Am Beispiel der heterosexuellen Kernfamilie mit einer bestimmten Klassenstellung verdeutlicht sie die ungleiche Verteilung von Klassenprivilegien zwischen Männern und Frauen. Sie benennt dabei die Verteilung von Lohn- vs. (unbezahlter) Sorgearbeit und Freizeit sowie den Mechanismus, dass weibliche Arbeit der männlichen tendenziell untergeordnet sei. Die Geschlechterungleichheit spiele so auf komplexe Weise in die Klassenungleichheit hinein und möglicherweise auch andersherum (Meulenbelt, 1988). Letzteres zeigt bell hooks (2000) am Beispiel feministischer Bewegungen, welche initial von klassenprivilegierten Frauen dominiert wurden und Themen der Arbeiterinnen ausklammerten. Das dadurch entstandene Machtgefälle führte dazu, dass *weiße*⁴, reiche Frauen sich Positionen unter Männern ihrer eigenen Klasse und *race*⁵ erkämpften und dabei gleich-

4 Der Begriff *weiß* ist keine Selbstbezeichnung, sondern beschreibt die Realität von Menschen, die keinen Rassismus erfahren. *weiß* wird teilweise klein und kursiv geschrieben und zeigt Privilegien auf, welche oftmals als solche nicht benannt werden. Beim Begriff geht es also nicht um Hautschattierungen, sondern um die Sichtbarmachung von verschiedenen Zugängen zu gesellschaftlichen Ressourcen (Critical Diversity Blog, o.J.).

5 Das englische *race* kann nicht mit dem deutschen Wort »Rasse« übersetzt werden, da letzteres von dem Irrtum ausgeht, dass es natürlich gegeben verschiedenartige Menschenrassen gibt. Über den Begriff *race*, der einen Bedeutungswandel vollzogen hat, ist es dennoch möglich, gesellschaftlich gelebte Realitäten

zeitig die Machtstrukturen durch rassistische und klassistische Unterdrückung verfestigen (hooks, 2000). Außerdem beschreibt hooks (2000) eindrücklich innere Dynamiken, die sich bei der Überschreitung von Klassengrenzen entfalten können, wie z. B. die Entfremdung vom Herkunftsmilieu im Zuge eines sozialen Aufstiegs. Die gleichzeitige Konfrontation mit in der neuen privilegierte(re)n Klassenumgebung vorherrschenden negativen Stereotypen hinsichtlich der Herkunftsklasse erzeugt ein permanentes Gefühl des Andersseins. Gerade für Frauen scheinen dadurch aufgeworfene Fragen von Zugehörigkeit, Verantwortung und Loyalität gegenüber der Ursprungsklasse tendenziell sozialistisch tiefer eingespurt zu sein, ist weibliche Sozialisation im Vergleich zu männlicher Sozialisation doch bis heute stärker auf Abhängigkeit, Emotionalität und Unterordnung orientiert (Böhnisch u. Funk, 2011).

Analytisch lassen sich diese komplexen Wechselwirkungen zwischen Gesellschafts- und Geschlechterklasse mit dem Konzept der Intersektionalität⁶ fassen, das auf Kimberlé W. Crenshaws (1989) kritischer Auseinandersetzung mit der »Intersection of race and sex« zurückgeht. Als *intersektional* wird dabei die Überschneidung und Durchdringung von Ungleichheit konstruierenden Kategorien verstanden, was den Blick für die mithin verwobenen und einander kumulativ beeinflussenden Effekte schärft, statt diese als isoliert und rein additiv zu betrachten (Crenshaw, 1989).

In einer konsequent intersektional-konstruktivistischen Perspektive sind die ineinander verschränkten Wirkmechanismen der Ungleichheitskonstellationen »weiblich« und »Arbeiterklasse« allgegenwärtig und prägen folglich auch die Situation von systemischen Berater*innen und Therapeut*innen mit unterprivilegierten Herkunftshintergründen. Dies zeigt, welche Bedeutung das Aufeinandertreffen von Gesellschafts- und Geschlechtsklassenkontext mit den Logiken der (professionellen) Systemik hat.

Die Logiken der (professionellen) Systemik als Verstärker

Gesellschaftliche Ungleichheitsdynamiken durchziehen jeden sozialen Winkel. Auch in der systemtheoretisch-konstruktivistisch geprägten Welt systemischer Beratung und Therapie werden internalisierte Diskriminierungs- und Benachteiligungsmuster nicht

abzubilden, die durch Rassismus strukturiert sind. Es ist demnach ein politischer Begriff, der dazu dient, gesellschaftliche Phänomene zu »beschreiben und analysieren, die menschengemacht sind und von Institutionen aufrechterhalten werden« (Rath u. Gasser, 2021).

⁶ Intersektionalität ist inzwischen ein etabliertes sozialwissenschaftliches Schlüsselkonzept, das zugleich auch eine Vielzahl von Kontroversen nach sich zog (siehe hierzu Lenz, 2010). Eine kritische Würdigung findet sich exemplarisch bei Zander (2017), der die Frage »Was ist problematisch an Intersektionalität?« aufwirft und unter anderem auf eine potenziell diskriminierungstheoretische Engführung einer intersektionalen Perspektive hinweist. Zudem läuft Intersektionalität Gefahr, durch ihren Meta-Theorie-Charakter zu einem Buzzword zu werden.

vor deren Betreten an der Garderobe abgegeben. Dies betrifft sowohl die Interaktion von Klient*innen und systemischen Berater*innen/Therapeut*innen als auch die Interaktion der systemischen Professionellen untereinander. Selbst durch etablierte Maximen, wie die der Neutralität, Zirkularität und Autonomie, ist systemisches Arbeiten nicht davor gefeit, Ungleichheit generierende und verstetigende Konzepte mitzutragen oder gar zu befördern. Vielmehr ist davon auszugehen, dass intersektional wirkende Ungleichheitskonstruktionen auch durch die (professionelle) Systemik vermittelt werden und sich klassistische wie sexistische Effekte im systemischen Raum – wenngleich zuweilen sehr subtil – entfalten können.

Bereits Anfang der 1990er Jahre wurde die mangelnde Sensitivität für manche Ungleichheitskategorien, z. B. Gender, Sozialstatus oder Ethnie, innerhalb der Systemik aufgegriffen. So verwies Rachel Hare-Mustin (1991) darauf, dass in der systemischen Theoriebildung Unterschiede zwischen den Generationen überbetont, während Machtunterschiede z. B. in Bezug auf Geschlecht, race und Klasse ignoriert würden. Sie kritisierte den auf der Familie als Einheit liegenden systemischen Fokus, der zu übersehen neige, wer über wen innerfamiliäre Macht ausübe und welches Familienmitglied dabei welche Kosten trage. Die systemische Perspektive, so konstatierte auch Thelma J. Goodrich (1994) fokussiere zuvorderst auf die jeweils familiäre Interaktion und zu wenig auf gesamtgesellschaftliche Kontexte. Dies zeigt folgende Aussage einer Teilnehmerin auf einer Diskussionsveranstaltung, die Goodrich (1994, S. 14) zitiert: »Geld bedeutet vielleicht Macht, aber ich persönlich glaube, dass reiche Männer viel mehr Macht besitzen als reiche Frauen.«

In diesem Zusammenhang stellt auch Christoph Katzenbach (2021) die Frage nach der Deutungshoheit in der systemischen Theorie und Praxis und problematisiert, wer von welchen Unterscheidungen, die möglicherweise einen Unterschied machen, profitiert. Auf Individuen bzw. Familieneinheiten angewandt, kann eine konstruktivistische Betrachtung Selbstwirksamkeitserfahrungen ermöglichen und Ohnmachtsgefühle verringern. Wenn wir allerdings davon ausgehen, dass jede einzelne Person oder Interaktionseinheit – gemäß dem system(theoret)ischen Konzept der Autonomie – eine individuell »gesunde« (im Sinne von nützliche) Lösung konstruiert, vernachlässigen wir jene gesellschaftlichen Kontexte, in denen Lösungsideen sich erst als stimmig erweisen müssen (Walsh u. Scheinkman, 1991). Dies weitergedacht ließe eine enggeführte konstruktivistische Betrachtungsweise Unterdrückungserfahrungen tabuisieren, diese in der Wahrnehmung des Individuums verorten und dadurch auch in die alleinige Verantwortung der*des Einzelnen legen.

Zugleich führt das Konzept der Zirkularität dazu, so Goodrich (1994) weiter, die Reaktionen der Systembeteiligten und die Folgen für das System allen Beteiligten zuzuschreiben, ohne Machtunterschiede dabei aufzudecken oder zu analysieren. Dabei spielen gleichsam die jeweiligen subjektiven Konzepte der Systemikprofessionellen, die auch

von Zuschreibungen hinsichtlich Klasse und Geschlecht geprägt sind, eine Rolle (Hare Mustin, 1991). Unhinterfragt und in Verbindung mit der Arbeitsmaxime der Neutralität birgt eine Nicht-Positionierung von Systemiker*innen in Bezug auf solcherlei Machtunterschiede das Potenzial von Desinteresse oder gar die Gefahr gesellschaftliche Diskriminierungs- und Unterdrückungsmechanismen zu verstärken (Walsh u. Scheinkman, 1991).

All dies ist nicht nur im Beratungs- bzw. Therapiesetting von Bedeutung, sondern spielt auch in der systemischen Verbands- und Öffentlichkeitsarbeit eine wichtige Rolle. So kann das transportierte Selbstbild der Systemik bestehende Ungleichheitsverhältnisse mindestens erhalten, wenn nicht sogar vertiefen, invisibilisieren und somit für die Betroffenen schwer oder gar nicht mehr ansprechbar werden lassen. Insofern kann die Logik (professioneller) systemischer Praxis schlechterdings zur Idee beitragen, dass das Problem (und dessen Lösung) klassistisch-sexistischer Marginalisierung vor allem bei den Betroffenen selbst gesucht werden müsse und verhindert damit, die Perspektive auf relevante Machtverhältnisse und Deutungshoheiten einzubeziehen.

Klassismus lässt sich nicht wegdeuten – Eine systemische Conclusio

Um den zuweilen subtilen und dennoch komplex ineinander wirkenden Mechanismen von Gesellschafts- und Geschlechtsklassismus etwas entgegenzusetzen, braucht es die konsequente und möglicherweise zuweilen auch uncharmanten Reflexion jedweden Tuns unter systemischen Vorzeichen. Konkret bedeutet das zunächst, jeden Prozess in feministisch klassensensibler Perspektive zu betrachten, verborgen wirkende gesellschaftliche (Sub-) Konstrukte aufzuschließen und mithilfe sozialtheoretischer Konzepte zu dekonstruieren. Praktisch gilt es im Kontext des Klient*innensystems zusätzlich zu den Hierarchisierungen und Machtunterschieden zwischen den Generationen, auch klassistische, sexistische oder andere sozialhierarchisch geprägte Differenzierungen gemeinsam mit der beratenen Person zu beleuchten, diese zu benennen und in den hypothesengeleiteten Arbeitsprozess einzubeziehen. Die daraus potenziell hervorgehenden Aufmerksamkeits- und Erkenntnisprozesse hinsichtlich möglicher Ungleichheits- und Benachteiligungsdynamiken können zudem nahelegen, das als ursprünglich systemisch geltende und zuweilen verkürzt verstandene Prinzip der Neutralität bzw. der Nicht-Positionierung zugunsten einer solidarischen Haltung aufzugeben. Denn: Neutralität oder Nicht-Positionierung »taug[en] nicht für professionelle Situationen« (von Schlippe u. Schweitzer, 2016, S. 206), in denen Solidarität, Fürsorge oder gar Empörung angezeigt sind. Und gerade da, wo Menschen Ungleichheitsverhältnisse und Benachteiligungen zugemutet werden, »lassen sich gute Gründe dafür finden, in der Systemischen Beratung eine neutrale Haltung bewusst aufzugeben« (S. 206). Im Umkehrschluss bedeutet dies auch, dass demnach Vorsicht bei Hypothesen und damit Fragestellungen geboten ist, die eine systemintern gleiche Verteilung von Macht

und den jeweiligen Beziehungen in einem System damit einen ähnlichen Möglichkeits-, Entscheidungs- und Handlungsspielraum unterstellen. Statt reflexartig die problemeinbringende Person zu fragen, was diese brauchen oder welche Einladungen sie annehmen könnte, sollte bedacht werden, dass wir dieser möglicherweise erneut die Verantwortung für ein Problem zumuten, auf das sie machtdynamisch wenig Einfluss hat. Stattdessen sollten Personen in privilegierten Positionen angeregt werden, ihren dadurch geprägten Habitus und dessen Wirkung zu reflektieren sowie Möglichkeiten der gemeinsamen Verantwortungsübernahme im aktuellen Kontext zu diskutieren. Es gilt außerdem, was Müller (1994, S. 54) als eine andere Art von nutzbarer Macht anführt, nämlich »das Wachstum anderer zu fördern« – sowohl in Hinblick auf Klient*innen als auch in Hinblick auf systemische Kolleg*innen. Dies beginnt beim Wahrnehmen von sexistisch-klassistischer Ungleichheit, setzt sich mit der Unterstützung, z. B. in Form von Partizipationsofferten, und Ermutigung von Betroffenen fort, und mündet schließlich in einer unverkennbaren Entgegnung auf sexistisch-klassistische Exklusionsbestrebungen. Myers Avis (1994, S. 181) fasst zur Kategorie Geschlecht zusammen, was ebenso auf andere Unterdrückungsdynamiken übertragen werden kann: »Wenn ich den patriarchalen Kontext so verändern will, dass Frauen Macht effektiv *besitzen*, anstatt lediglich Frau zu helfen, mit der Unterdrückung zurechtzukommen, muss ich mich außerhalb der Therapie politisch betätigen.«